

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde-Blatt

Organe der Allg. Ev. luth. Synode
Halte was niemand
dubiosus
derne
Krone
offens
neue
(3. 11.)
von Wisconsin, Minnesota, Michigan
u. a. St.

Redigirt von der Fakultät des ev.-luth. theol. Seminars.

Jahrg. 35. No. 3.

Milwaukee, Wis., den 1. Februar 1900.

Lauf. No. 859.

Inhalt: Halte den Acker deines Herzens vom Unkraut rein. — Schwere Zeiten. — Vorläufer der Reformation. — Die Zunge. — Der heil. christliche Ehestand eine Schule des Glaubens. — Ueber Gemeindefchulen und Lehrerseminar. — Die Klagesache des Wittwen- und Altenheims betreffend. — Das Evangelium in Schlesien. — Eine merkwürdige Gebetsbekehrung. — Kürzere Nachrichten. — Kirchweihe. — Schulweihe. — Orgelweihe. — Konferenz-Anzeige. — Einführung. — Quidtungen.

Halte den Acker deines Herzens vom Unkraut rein.

2. Tim. 3, 1—5: Das sollst du aber wissen, daß in den letzten Tagen werden greuliche Zeiten kommen. Denn es werden Menschen sein, die von sich selbst halten, geizig, ruhmredig, hoffärtig, Lästerer, den Eltern ungehorsam, undankbar, ungeistlich, störrig, unvershulisch, Schänder, unkeusch, wild, ungnädig, Verräther, Freuler, aufgeblasen, die mehr lieben Wollust, denn Gott. Die da haben den Schein eines gottseligen Wesens; aber seine Kraft verleugnen sie. Und solche weibe.

Im Evangelium vom 5. Sonntag nach Epiph. erklärt der Herr, daß er das Unkraut aus dem Acker nicht will ausgerissen haben. Das hat viel weltförmigen Christen wohlgefallen. Aber des Herrn Wort ist nicht Wasser auf ihre Mühle. Er redet nicht zu Gunsten der Gemäch liebenden Leute, der Pastoren, die keinen Kampf, der Gemeindeglieder, die keine Zucht haben wollen. Denn der Acker, den der Herr meint, ist ja die Welt. Aus diesem Acker ausreißen ist nichts anderes denn tödten. Dies weltliche Schwert, das Leibesleben zu nehmen, giebt der Herr der Kirche nicht. So mit leiblichem Tödten ausreißen aus dem Acker der Welt oder aus diesem Leben, verbietet der Herr der Kirche. Er verdammt hier das blutdürstige Papstthum. Aber wo also vom Acker geredet ist, daß darunter die Kirche verstanden ist, da ist das Ausreißen ein geistliches, nämlich ausschließen, ausschneiden, durch Bann hinausthun der offenbar Gottlosen aus der Gemeinde. Solch Ausreißen verbietet der Herr nicht, sondern er will es und besteht es allen Gemeinden, daran ist kein Zweifel.

Und gewiß ist kein Zweifel, daß du lieber Christ, jung oder alt, den Acker deines Herzens rein halten mußt vom Unkraut. Ach, leider ist der Same des Unkrauts schon von Natur und sündiger Geburt her mit der Erbsünde in unser Herz ausgesät. Da heißt das rein halten vom Unkraut für uns soviel als,

nicht aufwachsen lassen, gedeihen und wuchern lassen das aus dem verborgenen Samen der Erbsünde aufschießende arge Unkraut. Es gilt abhauen, ausreißen, je tiefer je besser, die bösen Gewächse. Es gilt kreuzigen, tödten die Lüfte und Begierden des Fleisches. Täglich gilt es das; denn sonst wächst ein stämmiges Dickicht von Lüften und Dornengetrüpp von Begierden auf, des schier die Art des Geistes, das scharf schneidende Schwert des Gesetzes nicht mehr mächtig wird. Doch, den Acker des Herzens rein halten, heißt auch dies: Laß nicht den Feind allerlei bösen Samen in dein Herz hineinsäen. Der Feind, der böse arge Feind, der Satan hat viel Handlanger. Sie sind ebenso Satansbögel, die den guten Samen des Wortes aus den Herzen herausstehlen, daß es in demselben seine schöne selige Frucht nicht bringen kann, als sie satanische Säeleute sind, die den bösen Sündensamen hineinsäen. Jetzt ist die rechte Sätzeit für sie. Es sind ja das die greulichen Zeiten der letzten Tage. Und wie zuborgesagt, daß sie kommen werden, so sind sie da, die bösen Handlanger des Argen, die Leute, die von sich selbst halten, die Geizigen, die Geldknechte, deren einzige Lösung: Mammon! Mammon! Sie denken nichts als: Geld, Geschäft; sie wissen von nichts zu reden, als von Geld und von Geschäft. Zuerst das Geschäft, das Geldmachen, das muß allem andern vorgehen, das ist ihr Lebensgrundsatz. Die meide. Laß nicht täglich den Dornensamen der Sorgen des Mammon in dein Herz säen. Halte den Acker deines Herzens rein. — Und sie sind da, die hoffärtigen, ruhmredigen Leute. Das ist ihnen allein geläufig, von sich selbst rühmen: wie gut man ist; wie gut man's meint; was man gilt. Und dies von sich selbst reden und rühmen, sich selbst erheben und preisen, das ist das rechte Bollwerk vor dem Wege der Selbsterniedrigung in der Buße zum Leben. Darum, o Christ: die meide. Laß sie nicht den Teufelsamen der Ruhmredigkeit und Selbsterhebung in dein Herz säen. Halte den Acker deines Herzens rein. Ihr jungen Christen hört dies! Sie sind da, die widerwärtigen jungen ruhmredigen Leute, die aufgeblasenen jungen Burschen und Mädchen, die den Eltern den Gehorsam aufkündigen und undankbar sich über die Eltern, von deren Brod sie aufgewachsen sind, erheben. Die Welt ist voll von diesen aufgeblasenen, dem elterlichen Regiment entlaufnen Geschlecht. Ihr jungen Christen: Die

meidet. Haltet den Acker eures Herzens rein, daß diese zugleich widerlich lächerlichen und zugleich greulich schädlichen Handlanger des Satan den Samen des Hochmuths in euer Herz nicht aussäen. — Und da sind auch die ungeistlichen Menschen, wohl solche sogar, die sich Christen und Brüder nennen. Ungeistliche sind sie, als die dem wahren geistlichen Leben feind sind. Das ist ihnen ein Gel. Das unterdrücken helfen ihr Begehr. Davon abrathen und ablenken ihr Sinn. Darnach reden sie. Sie reden, was allen geistlichen Ernst unterdrückt, was dagegen ein Wandeln in Oberflächlichkeit, in Gleichgültigkeit gegen alle göttlichen Dinge befördert. Ihre Reden sind Unkrautsamen allerbösester Art, die, wenn sie aufwachsen, alle Pflanzen göttlichen Lebens ersticken. Ach, darum auch Unkrautsamen allerbösester Art, weil die Worte sich meist so böse nicht anhören und so leicht eingehen. Die da reden: Es hat keine Gefahr! Sei doch nicht so ängstlich der Seligkeit willen! — Die gefallen dem natürlichen Sinn viel besser, als die da sagen: Schaffe die Seligkeit mit Furcht und Zittern. Ja, diese ungeistlichen Leute sind über Alles dir, lieber Christ, gefährlich. Drum: Die meide. Laß sie den Unkrautsamen der ungeistlichen und geistlosen Reden, des ungesalzenen Weltgeschwäzes in dein Herz nicht aussäen. Halte den Acker deines Herzens rein. — Und da sind auch die unkeuschen, die wilden Menschen, die Wollust mehr denn Gott lieben. O diese scheusäligen jungen Leute, die wenn sie reden, den schweinishen Gestank des Huren sinnes und der Hurenlüste verrathen, die schier nicht anders reden können, als daß die Rede mit Anspielung auf Geilheit und Unzucht gewürzt ist, die wirklich in der Schande lasterhafter Unzucht ihre besondere Ehre suchen. Du junger Christ: Die meide. Laß sie doch den Samen der säuischen Unzuchtsreden in dein Herz nicht aussäen. Halte den Acker deines Herzens rein. Da sind die, die den Schein des gottseligen Lebens haben, aber seine Kraft verleugnen sie. Sie haben den Sinn, daß es genug ist, wenn man nur den Schein wahr, den Schein des Christenthums. Sie verleugnen die Kraft der Gottseligkeit im häuslichen Leben; sie wissen Nichts davon, wie ein wahrhaft christliches Haus aussehen soll. Sie verleugnen die Gottseligkeit in der Gemeine; das wahrhaft Christliche befördern sie nirgend, aber zu hindern suchen sie es in allen Stücken. Sie verleugnen die Kraft der Gottseligkeit in der

Welt: sie bekennen nirgends Christum mit Wort und That, mit Enthaltung von Weltweisen und Strafen desselben. Aber solch Heuchelweisen loben sie sich; sie sind Lobredner desselben; sie reden demselben auch das Wort vor deinen Ohren. Die meide. Gehe nicht um mit ihnen. Böse Geschwätze verderben gute Sitten. Halte den Aker deines Herzens von ihrem Unkraut samen rein. Es wird dich nicht gereuen. Schon hier nicht und erst recht nicht am Tage der Ernte vom guten Samen. Amen.

Schwere Zeiten.

Erzählung aus den Tagen der Reformation von
Gustav Pasig.

(Bearb. von R.)

(Fortsetzung.)

Als darauf am nächsten Sonntage die Glocken der Kirche von St. Johannis in Leipzig zum Gottesdienste riefen, da strömte von allen Seiten viel Volks herbei, um den Wittenberger Evangelisten Fröschel zu hören. Bald war die Kirche gefüllt, und viele von denen, welche gekommen waren, mußten draußen auf dem Kirchhof vor den offenen Thüren stehen bleiben.

Fröschel predigte mit Kraft und Entschiedenheit. Es war kein unreines, unlauteres Feuer, das in seinen Worten glühte, sondern das reine Feuer, das vom Altare des Herrn stammte. Die Begeisterung des wahren, evangelischen Glaubens war es, die aus seinen Worten redete. Darum wirkte auch seine Predigt so mächtig auf die Versammelten. „Stundenlang hätten wir zuhören können,“ sagten die Bürger, als der Prediger das Amen gesprochen hatte.

Und so war es ganz natürlich, daß Fröschel, als er nach geendetem Gottesdienste die Kirche verlassen wollte, von allen Seiten umdrängt und gebeten wurde, am nächsten Sonntag noch einmal die reine Lehre des Evangeliums zu verkündigen. Und Fröschel sagte mit Freuden zu.

Die Menge der Zuhörer, welche an diesem zweiten Sonntag sich zusammenfand, war noch größer als diejenige, welche der erste Sonntag gesehen hatte. Alle warteten begierig auf das Erscheinen des Predigers. Aber ob auch die Glocken mit ihren ehernen Stimmen den Beginn des Gottesdienstes verkündeten, Fröschel zeigte sich nicht. Es kamen jedoch statt seiner mehrere Boten, welche Herr Ulrich Pfister, der römische Probst von St. Thomas, unter dessen geistlicher Aufsicht die Johanniskirche stand, aufgereizt vom Orden der Barfüßermönche, mit dem Befehle abgesendet hatte, daß sie die Kirche sofort verschließen sollten, da Magister Fröschel in derselben nicht wieder predigen dürfe.

Schweigend verließ das Volk das Gotteshaus. Als sie aber draußen waren auf dem Kirchhofe, erhob sich ein heftiges Murren, und kräftige Worte des Unwillens wurden laut.

„Das ist eine schändliche Gewaltthat, die wir nicht dulden sollten!“ riefen die einen. „Ist denn das ein heiliges Werk, die Kirche zu verschließen und uns des Gottesdienstes zu berauben?“ sagten wieder andere.

Und noch andere schrien: „Von solchen Briefstern, welche das reine Evangelium nicht vertragen können, mögen wir nichts mehr wissen!“

Auch der Buchhändler Herrgott war zugegen. Als er den tiefen Unwillen des Volkes sah, trat er auf einen der Grabhügel, winkte mit der Hand Ruhe und rief mit lauter Stimme: „Freunde und Mitbürger! Gottes Wort ist nicht an die Mauern einer Kirche gebunden; überall, wo andächtige Hörer versammelt sind, darf es verkündigt werden. Darum

laßt uns Boten an Magister Fröschel senden und ihn bitten, daß er komme und uns hier unter freiem Himmel das Evangelium predige.“

Diesem Vorschlage stimmten alle zu, und sofort wurde eine Botschaft an den Wittenberger Magister abgesendet. Die Boten kehrten aber bald wieder unverrichteter Sache zurück; denn Fröschel weigerte sich, gegen das ausdrückliche Verbot der geistlichen Obrigkeit öffentlich aufzutreten. Er würde sonst, ließ er sagen, wider sein eigenes Gewissen sündigen.

Als Meister Uebelacker, der Waffenschmied, welcher auch nicht fehlte unter denen, so um des Evangeliums willen zusammengekommen waren, solches hörte, da sagte er zu Wolfgang Huber, der an seiner Seite stand: „Der Mann hat recht; er kann nicht anders. Wir müssen ihn nun bitten, daß er in unsere Häuser komme und uns dort das lautere Evangelium predige. Jetzt ist es aber das Beste, daß wir ruhig und still von dannen gehen.“

Und er schickte sich an, aufzubrechen. Da trat Herrgott, der Buchhändler, auf ihn zu und sagte: „Ei, Meister Uebelacker, wollt Ihr schon von dannen? Bedenket doch, daß wir jetzt erst recht alle fest zusammenstehen und unser gutes Recht verteidigen müssen. Die Kirche muß wieder geöffnet und das Verbot, daß Magister Fröschel nicht predigen dürfe, muß wieder zurückgenommen werden. Eher gehen wir nicht von hinnen!“

Doch der Waffenschmied schüttelte den Kopf und lachte: „Meister Herrgott, so lange kann ich hier nicht bleiben; denn dann käme ich wohl nimmer wieder heim. Darum gehabt Euch wohl!“ Und er faßte seinen jungen Freund Wolfgang Huber am Arm und kehrte mit ihm zurück in die Stadt.

Auch etliche andere brachen noch auf. Die meisten blieben aber zurück und gaben, von Herrgott dazu aufgefordert, ihren Unwillen immer lauter und unterhöhlener kund. Wie ein dumpfes Meer brausen und wogten die Stimmen durcheinander, und der sonst so stille Kirchhof, die Stätte heiliger Ruhe und tiefen Friedens, wurde entweiht durch wilde, leidenschaftliche Rufe. Schon war die Kunde von dem aufrührerischen Gebaren hinein in die Stadt bis zu den Ohren des ehrbaren Rathes gedrungen. Derselbe hatte sofort etliche von seinen Dienern abgesendet, damit sie das Volk verschrecken und Ruhe und Ordnung wieder herstellen sollten. Die Menge ließ sich aber nicht zerstreuen, sondern jeder einzelne behauptete nur um so hartnäckiger und eigenfinniger seinen Platz. Denn leider ist es ja so, daß auch da, wo es um eine gute und heilige Sache sich handelt, die bösen Leidenschaften, welche in der Tiefe eines jeden Menschenherzens verborgen lauern, nur gar zu leicht aufgeregt werden, wenn es einem Aufwiegler gelingt, der Gemüther Herr zu werden. Und so war dort Herrgott der andern mächtig geworden.

„Schließt die Kirche wieder auf und laßt Magister Fröschel predigen, dann wollen wir auseinander gehen!“ schrie die Menge.

„Das ist zu wenig verlangt!“ rief dawider laut eine einzelne Stimme. „Wir müssen fordern, daß Fröschel als Prediger bei uns bestellt werde!“

Wie ein zündender Funke, der in ein Pulverfaß hineinfällt, so fiel dieses Wort in die Köpfe der erhitzten Menge.

„Ja,“ schrie der ganze Haufen, „Fröschel muß unser Prediger werden, eher weichen wir nicht von der Stelle! Laßt uns eine Deputation an den Rath senden und die Anstellung Fröschels fordern.“

„Diese Sendung können wir uns ersparen,“ riefen darauf etliche Stimmen; „denn dort kommen schon zwei von den Rathsherren zu uns!“

Und wirklich traten eben zwei Mitglieder des

Rathes durch die Pforte des Friedhofes, umgeben von bewaffneten Dienern. Sie kamen, um das Volk zu stillen; aber ihre Nähe schien vergeblich.

Da war es wieder Herrgott, welcher als Sprecher auftrat und kurz und bündig erklärte, daß sie nicht eher von dannen gehen würden, als bis ihnen die Versicherung gegeben worden sei, daß sich der Rath der Stadt für die Bestellung Fröschels zum Prediger in Leipzig verwenden werde.

Was wollten da die beiden Herren vom Rathe thun? Um den Tumult zu stillen, mußten sie schon die gestellte Bedingung annehmen und versprechen, daß der Rath mit den geistlichen Obern der Stadt wegen der Anstellung Fröschels verhandeln wolle.

Darauf ging die versammelte Menge endlich auseinander.

Als aber der Probst von St. Thomas hörte, was geschehen war, gerieth er in heftigen Zorn. „Ist es schon so weit gekommen,“ rief er aus, „daß die Anhänger Luthers in dieser Stadt es wagen, einen offenen Aufruhr zu erheben? Dann wird es allerdings Zeit, die Kezerei mit Gewalt auszurotten!“ Und sofort fertigte er zwei reitende Gilboten mit Briefschaften ab, den einen nach Merseburg an den Bischof und den andern nach Dresden an den Herzog Georg. —

Unterdessen hatten Wolfgang Huber und Meister Uebelacker ruhig ihren Weg in die Stadt fortgesetzt. Als sie aber an der Wohnung des reichen Waffenschmieds angelangt waren, ließ dieser seinen Begleiter nicht ziehen, sondern nahm ihn mit sich in das Haus. Dort mußte er bei einer Kanne Wein, welche Elisabeth, des Waffenschmieds freundliche Tochter, einladend kredenzte, sich gastlich niederlassen. Sie redeten dabei von diesem und jenem, besonders von der evangelischen Bewegung, welche gegenwärtig durch die Stadt ging, und der alte Waffenschmied meinte, die Verfolgungen, die jetzt erduldet, und die Kämpfe, die jetzt bestanden werden mußten, wären ganz natürlich; denn ohne Kampf und Verfolgung könnte die Wahrheit nie siegen. Da faßte sich Wolfgang bei einer Wendung des Gesprächs ein Herz und erzählte von der Noth und Bedrängniß seiner Mutter und von der Betrübniß seiner Schwester, in die sie durch den Wucherer Veit Geldspitz versetzt worden wären; zugleich bat er schließlich den wackeren Meister, ob er nicht seiner Mutter die Summe leihen wollte, die sie dem Wucherer schulde, damit sie aus den Klauen des Ungeheuers sich erretten könnte.

„Seid ohne Sorge, junger Freund,“ entgegnete darauf der Waffenschmied; „ich werde Eurer Mutter gern helfen. Aber ich will selbst zu dem Wucherer gehen und die Schuld an ihn zurückzahlen; denn der Schurke verdient eine scharfe Lection. Das Weitere will ich dann persönlich mit Eurer Mutter bereden. Meine Elisabeth wollte so in Bälde Eure Schwester heimsuchen: nun werden wir selbender kommen.“

Und der ehrliche Waffenschmied hielt Wort. Schon am nächsten Tage stand er in der schmutzigen Stube des Wucherers und tilgte die Schuld der Wittwe. Aber mit den harten Gulden zahlte er ihm zugleich in harten Worten auch die Frechheit heim, deren er sich gegen die Frau Huber schuldig gemacht, als er ihr zugemuthet hatte, ihr eigenes Kind ihm zu verkaufen.

Anrührend schaute der Wucherer dem Waffenschmied bei seinem Weggange nach. „Ich kenne Euch schon, Ihr Kezer!“ zischte er. „Immer beschimpft mich jetzt: die Stunde der Rache wird schon kommen!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Kreaturen sind nur die Handrohre oder Mittel dadurch Gott Alles giebt.

D. M. Luther, XXI, 88.

Vorläufer der Reformation.

2. Johann Hus.
B.

Durch jene drei Männer, welcher wir in unserer vorigen Nummer gedachten als solcher, welche während der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Böhmen gegen das unter dem Papstthum eingeriffene Verderben der Kirche zeugten, war der Boden vorbereitet für die weitergreifende Wirksamkeit des nun auftretenden Hus. Geboren den 6. Juli 1369 als der Sohn geringer Bauersleute in dem Martitz den Husinec nannte er sich nach der daselbst gelegenen königlichen Burg, welcher der Ort zugehörte, Hus, was so viel bedeutet wie Hans. Durch die Fürsorge des Burgherrn erhielt der arme, dazu schon früh seines Vaters beraubte Knabe eine gelehrte Ausbildung, so daß er im 16. Jahre seines Alters die Hochschule von Prag beziehen konnte, wo er Philosophie und Theologie studirte. Im Jahre 1398 trat er selbst als öffentlicher Lehrer an der Universität auf, als welcher er bald eine angesehenere Stellung erlangte.

Wichtiger aber und bedeutungsvoller als die Professur an der Universität wurde für Husens weitere Laufbahn das ihm Jahre 1402 im übertragene Predigtamt an der Bethlehemskapelle, welche zehn Jahre früher ein frommer Rathsherr, Johann von Milheim, auf einem von dem Kaufmann Kreuz unentgeltlich hergegebenen Grundstück aus seinen Mitteln hatte errichten lassen zu dem Zweck, daß darin dem Volke das Wort Gottes gepredigt werde, und zwar in der Landessprache. Wiewohl nämlich, so sagt der Erbauer in seinem Stiftungsbriefe, wiewohl in Prag viele Stätten des Gottesdienstes seien, so sei doch keine derselben insbesondere und ausschließlich dem besten Werte, nämlich der von dem Herrn Christo selbst befohlenen Verkündigung des Wortes Gottes gewidmet, sondern würden vielfach durch andere gottesdienstliche Handlungen (nämlich durch Messen) in Anspruch genommen, so daß die Prediger, und namentlich die, welche sich der Landessprache bedienen, genöthigt seien, sich in Häusern und abgelegenen Winkeln herumzudrücken, was ganz ungebührlich sei. Deshalb habe er, die geistliche Erquickung vieler christgläubigen Herzen wünschend, um die heilige Predigt zu fördern und ihr Raum zu machen, eine den unschuldigen Kindlein von (Bethlehem) geweihte Kapelle gestiftet, die er Bethlehem, d. h. Brod des Lebens, nennen zu sollen geglaubt habe, in Betracht dessen, daß daselbst das gemeine Volk und die Gläubigen Christi mit dem Brod der heiligen Predigt erquickt werden sollen.

Der Erfüllung dieses Zweckes widmete Hus als Prediger der Kapelle seine beste Kraft. Durch seine Predigten wurde die Bethlehemskapelle der Sammelplatz aller Liebhaber des göttlichen Wortes und Aller in der Stadt, die es Ernst nahmen mit ihrem Christenthum. Scharen von Zuhörern strömten herzu, um sie zu hören; unter ihnen auch die Königin Sophie, die Hus zu ihrem Beichtvater erwählte. Hus war zum Prediger geschaffen. Seine Sprache war klar, verständlich, überzeugend, oft auch hinreißend und erschütternd; seine Predigten waren streng biblisch gehalten, was damals in Prag und in der Christenheit überhaupt etwas fast Unerhörtes war. Er drang in denselben auf ernstes, lebendiges Christenthum und strafte mit rücksichtsvollem Freimuth die Sünden des Volkes, der Armen wie der Reichen, des Hofes und der Edelleute wie der niederen Stände. Dazu kam der Ernst seiner ganzen Erscheinung, sein sittenreiner, strenger und frommer Lebenswandel, seine Keuschheit und sein zuvorkommendes Wohlwollen auch gegen die Niedrigsten, dadurch er sich die Herzen gewann; Dinge, die, wie selbst einer seiner Gegner sagt, noch gewaltiger predigten als alle Beredsamkeit der Zunge, und einen solchen Eindruck machten, daß er dem Volke ein „heiliger“ ward. Dazu stand er in großem Ansehen bei dem Hofe und genoß auch das Vertrauen seines Erzbischofs.

Byhnet Zajit von Hasenburg oder, wie er gewöhnlich genannt wird, Sbynko, der zur Zeit auf dem erzbischoflichen Stuhle von Prag saß, war ein Mann von geringen theologischen Kenntnissen, aber ein Feind des Aberglaubens und zu Reformen und Abstellung kirchlicher Mißbräuche bereit, soweit es sich mit seiner Stellung vertrug. Er ernannte Hus zum

Synodaldprediger und forderte ihn auf, wenn er von einem Mangel oder Mißbrauch im kirchlichen Leben Kenntniß erlange, dies ihm anzuzeigen. Der Synodaldprediger hatte, wenn die Geistlichen des Erzbisthums sich zu einer Synode versammelten, die Predigt zu halten. In dieser Stellung erhielt der Bethlehemsprediger Hus Gelegenheit, zu den Vertretern der böhmischen Geistlichkeit zu reden und die Fehler, Sünden und Laster der Priester und Mönche bis zu den Prälaten hinauf scharf zu rügen — und er benutzte sie. Indes wurde dadurch das freundschaftliche Verhältniß zu dem Erzbischof nicht gestört. Dasselbe hielt mehrere Jahre hindurch an.

Einen Beweis seines Vertrauens in die Tüchtigkeit Husens gab der Erzbischof demselben unter anderem auch dadurch, daß er ihn zum Mitgliede einer Kommission ernannte, welche über das heilige Blut zu Wilsnad, das viele Wallfahrer auch aus Böhmen anzog, eine Untersuchung anzustellen beauftragt wurde. Mit diesem hatte es, um es in aller Kürze hier mitzutheilen, folgende Bewandniß. Durch einen Raubritter war im Jahre 1353 das Dorf Wilsnad in der Priegnitz unweit der Elbe mit sammt der Kirche durch Brandlegung zerstört worden. Als der Priester des Orts auf der Stelle, wo die Kirche gestanden, nachsuchte, ob er noch brauchbare Ueberreste finden könnte, fand er in einer Höhlung des steinernen Altars eine Büchse mit drei unversehrten Hostien, die wie von Blut roth gefärbt waren. Da nach der Behauptung des Priesters es geweihte Hostien waren, so erklärte der wundersüchtige Aberglaube jener Zeit das natürlich sofort für das Blut Christi, das denn auch bald die üblichen Wunderheilungen bewirkte, Labme gesund, Blinde sehend, ja Todte lebendig machte. In Folge dessen wurde Wilsnad ein stark besuchter Wallfahrtsort. In kurzer Zeit war der Ruf dieser wunderthätigen blutschwänzenden Reliquien überall hingedrungen, so daß das Volk schaarweise herzugepilgert kam, selbst aus fernen Ländern, aus Schweden, Norwegen, Dänemark, Ungarn, Siebenbürgen, Polen. Und auch Böhmen folgte dem Strome, bis von daher dem Schwindel ein Ende gemacht wurde, eben durch jene Untersuchungskommission, deren hervorragendes Glied Hus war. Er legte das Ergebnis der Untersuchung nieder in einer besonderen Schrift: „Von allem verberriichten Blute Christi, worin er auch Beispiele anführt von der Glaubwürdigkeit der behaupteten Wunderheilungen. So hatte unter Andern ein mit Namen genannter Bürger zu Prag, der eine kontrakte Hand hatte, dem Wilsnader Blut zu Ehren eine silberne Hand geopfert. Um nun zu erfahren, was die Priester von dieser Hand predigen würden, blieb Hus noch bis zum dritten Tage an Ort und Stelle. In seiner Gegenwart verkündigte nun ein Priester: „Hört, ihr Kinder, ein neues Wunder. Seht, ein Bürger von Prag ist von einer kontrakten Hand durch das Blut Christi geheilt worden, und zum Zeichen dessen hat er da diese silberne Hand zum Opfer dargebracht.“ Der Bürger aber, welcher unten stand, erhob hierauf seine Hand und sprach: „Priester, wie läßt du doch! Siehe da, noch ist meine Hand kontrakt wie vordem.“ Dergleichen Beispiele führt Hus noch mehrere an. Da wie hieraus ersichtlich, die Untersuchung für die Reliquien ungünstig ausfiel, so erließ der Erzbischof ein Verbot der Wallfahrten nach Wilsnad. — Bis daher waren der erfolg- und segensreichen Wirksamkeit Husens noch keine sonderlichen Hindernisse und Schwierigkeiten in den Weg getreten.

Die Zunge.

Zum erstenmal in meinem Leben habe ich letzten Herbst einen Waldbrand gesehen — es war ein schauerlicher Anblick. Mit unglaublicher Schnelligkeit züngelte die Flamme dicht am Boden hin, das Heidekraut, trockene Eichenblätter, Gras und kleines Unterholz entzündend und die Fichten und Tannen ergreifend, die bei der herrschenden Dürre prasselnd aufloderten; die Rinde manches alten schönen Baumstammes war schnell verkohlt und das glänzende Weiß der Birke geschwärzt, die Blätter verdorrt. Das Feuer war zuerst nicht zu hemmen, Mannschaften wurden aufgeboden, um die gesunden Bäume umzuhauen und durch das Ziehen von Gräben dem unheimlichen Laufen des unteren Feuers zu wehren. Und das Alles war vielleicht durch einen Funken, Eine glimmende Kohle entstanden.

War das nicht das treffendste Bild zu den Bibelworten Jakobus 3, 5: „Also ist auch die Zunge ein klein Glied und richtet große Dinge an, ein klein Feuer, welches einen Wald zündet es an!“ — In meinem Gemüth verbanden sich diese Worte lebhaft mit dem Anblick, sie wurden zur lebendigen Sprache: ein besseres Bild hätte der Apostel nicht wählen können. Unaufhaltsam, immer wachsend, laufen die Worte eines Berleumders von Haus zu Haus; der bis dahin unangefasste Ruf eines Ehrenmannes wird verdunkelt, wie der von Rauch und Hitze geschwärzte Baumstamm; das weiße Kleid der Unschuld wird besudelt wie die reinweiße Birke. Das falsche verbreitete Gerücht läßt sich nicht aufhalten; es wächst, wird oft riesengroß, Glück und Ehre können ihm zum Opfer fallen.

Ein trauriges Ereigniß aus meiner Jugend stand wieder vor meiner Seele. Ein junges Ehepaar wohnte mit uns in demselben Hause. Ich kam in den ersten Monaten unseres Zusammenlebens nicht viel zu ihnen, sie schienen sich selbst vollständig genug zu sein und suchten wenig Verkehr. Uns gegenüber wohnte eine alleinlebende Frau, die stets eifrig um das Wohl und Wehe ihres Nächsten besorgt war. Ich konnte mich nie recht ihres Besuchs freuen, man mußte so vorsichtig sein: bei ihrer lebhaften Einbildungskraft konnte sie leicht ihre Ansichten und Urtheile Andern unterschreiben. Da sie in den verschiedensten Familien verkehrte, erfuhr sie so manches und theilte dann beim Schluß ihres Besuchs gern etwas „unter dem Siegel der Verschwiegenheit“ mit. Das junge Paar interessirte sie natürlich sehr und stand unter ihrer besonderen Kontrolle. Sie mußte denn auch bald, daß die junge Frau sehr kränzlich sei, viel auf dem Sofa liege und offenbar keine Freude an Geselligkeit habe, da sie nur selten Besuch empfieng. Eines Tages erschien sie sehr aufgeregter bei mir, um zu hören, ob ich Näheres über des Entsehlliche wüßte. Sie hatte, wie sie sagte, es gesehen, mit ihren eigenen Augen gesehen, daß der Mann die schwache, zarte Frau geschlagen habe, sie hörte sie laut schreien, da Fenster und Thür der Nebenstube offen standen. In dem Zimmer, wo der Mann sie schweißlich mißhandelte, wie sie behauptete, brannte Licht, weiße Vorhänge waren herunter, und da sah man ja die Schatten so deutlich wie lebende Gestalten; sie wehrte sich, fuhr nach dem Kopf, und zuletzt — o, es ist entsehllich zu wiederholen — zuletzt hörte man ganz laut und deutlich aus seinem Munde die Worte: „Abseuliches Geschöpf!“ So schloß sie ihren Bericht, diesmal nicht „unter dem Siegel“, nein, nein, sie hielt es für ihre Pflicht, den tyrannischen Mann an den Pranger zu stellen und die arme Frau zu retten. Ich sagte ihr, wie leicht man sich täuschen könne, wie man seinem Nebenmenschen schade; man sollte nach dem Wort handeln: „Hörst du was Böses, das sage nicht nach, sprich deinen Nächsten darum an, vielleicht hat er es nicht geredet; hat er es aber geredet, daß er es nicht mehr thue.“ Ich versicherte sie auch, daß ich oft Zeuge des alltäglichen Ehelebens der Weiden gewesen sei. Es half Alles nichts, sie hatte gesehen und gehört und ließ das Feuer ihrer Verdächtigung durch das Städtchen laufen, wie die züngelnde Flamme am Boden im Wald.

So waren einige Wochen seitdem verstrichen, ich war sehr beschäftigt und ahnte nicht, wie vergiftend ihre Erzählungen gewirkt hatten. Da zog mich eines Tages wieder hinunter, und was fand ich? Die Frau in Thränen auf dem Sopha liegend, ihr Mann ganz erschüttert an ihrer Seite. Zu meiner Freude schenkten sie mir ihr Vertrauen, ich hörte, daß der Mann überall tränkende Zurücksetzung erfuhr: zuerst kehrten ihm einzelne Frauen den Rücken, dann mieden ihn auch bekannte Herren, man fragte höhnisch theilnehmend nach seiner armen Frau, und nun sei heute noch ein Brief von ihren Eltern gekommen, die am nächsten Tage bei ihr eintreffen wollten, um nöthigenfalls die Tochter mit sich zu nehmen. Sie standen Beide wie vor einem Räthsel, waren sich Nichts bewußt, und die Frau soßte immer wieder seine Hände und beklagte weinend ihren geliebten Mann. Hier mußte ich Licht schaffen, hier war es Pflicht zu reden. Ich berichtete ganz ausführlich, was die Frau von drüben gesehen und gehört haben wollte und verbreitet hatte.

„Die Fledermaus, Märchen, die Fledermaus!“ rief er, sich mit der Hand vor die Stirn schlagend. Und nun erzählten sie mir, wie sie, in ihre Schlaf-

stube tretend, das Thier herumflattern gesehen, wie die junge Frau ängstlich geschrien habe, während ihr Mann mit dem Möbelausklöpfer den ungemüthlichen Eindringling, der sich immer wieder in die Nähe von seiner Frau Kröpf wagte, zu verschrecken gesucht. Endlich war das Thier durch die offene Thür zum Fenster hinausgefahren, freilich von einem unzarten Titel begleitet. „Mein lieber, freundlicher Mann soll mich schlagen! Es ist abscheulich, so etwas zu sagen und zu glauben. Die Frau, die das über uns ausgesagt hat, soll sich nur nicht bei uns sehen lassen.“ sagte sie lachend, „sonst gehts ihr wie der Fledermaus.“

Der Mann blieb sehr ernst und äußerte, er würde am liebsten den Ort verlassen, wo man ihn für so schlecht halten konnte. — Ich übernahm es, der Frau, welche den Klatsch verursacht hatte, den Standpunkt klar zu machen, ihr das große Unrecht vorzubalancen und sie zu veranlassen, überall das Gerücht zu widerlegen. Am liebsten hätte der Herr sie verklagt, doch that die Frau in ihrer Herzengüte Alles, um ihn davon abzuhalten. Heilsam wäre ihr entschieden eine Strafe gewesen, schon im Hinblick auf die Worte Matth. 12, 36: „Ich sage euch, daß die Menschen müssen Rechenschaft geben am jüngsten Gericht von einem jeglichen unnützen Wort, das sie geredet haben.“

Uns Allen aber thut es noth, wachsam und vorfichtig mit unsern Worten zu sein, unsere Zunge zu hüten und das Wort zu beherzigen: „Wo viel Worte sind, da geht es ohne Sünde nicht ab, wer aber seine Lippen hält, der ist klug.“ (Spr. 10, 19.)

Unsere Vorfahren hatten folgende beherzigenswerthe Sprüche: „Aushorcher und Angeber — Sind des Teufels N. z. w. e d e r.“ „Ein geschwätzig Maul verwirrt ein ganzes Land.“ „Mach' aus deinen Ohren ein Grab und Schar's zu, bis daß Amt und Pflicht dir gebieten zu reden.“ „Frage nicht, was Andre machen, — Ach! auf deine eignen Sachen.“ „Auf andre Leut' ein Jeder s'cht, — Doch Niemand merkt, wo's ihm gebricht.“ „Des Menschen Zunge hat kein Bein — Und schlägt doch Manchem den Rücken ein.“ „Es ist auf Erden kein' besser Biß, — Als wer der Zunge Meister ist.“ (M. r.) R.

Der heilige christliche Ehestand eine Schule des Glaubens.

Was wir hier vom heiligen christlichen Ehestand rühmen, das ist er nicht an und für sich selbst. Der Ehestand ist kein Gnadenmittel, selbst nicht als heiliger christlicher Ehestand. Er ist kein Gnadenmittel, wie Wort und Sakrament, Glauben zu schaffen und zu erhalten. So giebt es denn auch unter Christen der Ehe genug, die eher Schulen des Unglaubens als des Glaubens sind. Aber der heilige Ehestand kann bei Christen eine rechte, herrliche Glaubensschule sein.

In welcher Art, auf welchem Wege denn? Das giebt zunächst das innige Verhältniß von Mann und Weib. So sind keine andern Menschen einander die Nächsten, als Mann und Weib. Sie sind aufs innigste in Liebe verbunden; in der Liebe, die vor allem der Seele gilt. Was sollen und müssen sie da einander sein? Die Antwort lautet: Helfer zur Seligkeit sollen sie einander sein. Und wenn sie eben das recht einsehen, was sie also einander sein sollen und sind auch voll Lust und Freudigkeit dazu, es zu sein, dann kann es gar nicht anders sein, als daß ihnen ihr Ehestand zu einer herrlichen Glaubensschule wird. Eins will so gern das andere im Glauben fördern; eins freut sich mit dem andern jedes Fortschrittes im Erkenntniß zum Glauben und im Glauben zur Erkenntniß; jedes sucht für sich Förderung und Erbauung im rechten Glauben, um dem andern, wie die Liebe es sucht, zum rechten geistlichen Segen gereichen zu können; Beide haben selige Freude mit einander, so oft es offenbar wird, wie sie doch in so gleicher Art das Wort an der Seele erfahren und aus dem Worte die Kräfte der zukünftigen Welt schmecken. Das ist eine Art, wie der heilige christliche Ehestand zu einer herrlichen Glaubensschule wird.

Eine weitere Art giebt die gemeinsame Arbeit an die Hand, nämlich der Bau des Hauses und dessen Förderung. Das fördert ja gewiß Mühe und Arbeit. Es wird wahr: im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen. Man muß sich wohl frecken, um etwas zu erreichen. Den Faulenzern

hat Gott nicht Segen verheißen. Aber denen, die im Aufsehen zu ihm arbeiten. Und nun segnet er; wohl reichlich, über Bitten und Versehen. Was die Eheleute angreifen, geräth wohl. Es fangen sich wohl an Güter dieses Lebens zu sammeln. Da fängt auch eine Gefahr an für die Eheleute. Die Gefahr nämlich, sich zusammen in das Zeitliche zu verlieren; Knechte des Schaffens zu werden, die da schaffen, nicht weil Gott will, sondern weil sie gewinnen wollen; einem anderen nachzueilen und ein falsches Ziel zu erjagen. Es ist Gefahr, daß das Christenhaus aus einem Bethause eine Mördergrube, ein Mammonstempel wird. Da muß denn täglich von beiden Eheleuten das geküßt werden, nicht auf das, was zeitlich ist, zu sehen, sondern auf das, was ewig ist. Und je mehr es zu dem ersteren drängt, je mehr der Wind des Mammonsdienstes aus der Welt ins Haus hineinweht, je mehr muß getrachtet werden, daß das Licht des Glaubens kräftig brenne, daß der Wind des Mammonszuges es nicht verlösche, daß das Trachten nach dem Ewigen nicht aufhöre. Wenn also gegen die Versuchungen durch das Gut dieser Welt Mann und Weib darnach trachten, daß sie bei dem Einen, das Noth ist, bleiben und das selige Ziel in Ewigkeit erreichen, so kann es nicht anders sein, als daß ihnen der heilige Ehestand zu einer herrlichen Schule des Glaubens wird.

Eine dritte Art giebt an die Hand das gemeinsame Tragen der Lasten dieses Lebens. Kreuz und Trübsal fehlen ja nirgends. Ein Christ kann ohne Kreuz nicht sein. Wir müssen durch Trübsal eingehen ins Reich Gottes. Und christliche Eheleute nun Hand in Hand. Des Einen Trübsal ist ja so recht die des Anderen, mehr als irgend sonst wo. Ist das Kreuz denn da, so will es getragen sein. Das meint mehr, als daß man eben darunter nur hingeht, ohne zusammenzubrechen, sondern bleibt fest stehen. Es meint mehr, als daß man Verlust verschmerzt mit einem: „Laß fahren dahin, es ist einmal nicht anders“, sondern es meint, daß man's trage als vom Vater kommend, und im Tragen nur Gott näher kommen und durch den Verlust nichts anders haben, als einen ewigen Gewinn. Das ist nur durch den Glauben möglich. Und wenn da her Mann und Weib mit einander tragen wollen, recht zu ewigem Gewinn, was Gott zu tragen giebt, dann wird ihnen sicherlich der Ehestand zu einer herrlichen, ewig gesegneten Schule des Glaubens werden.

Wodurch allein aber wird dies alles so sein? Nicht durch die Eheleute selbst. Es ist nicht so, daß Mann oder Weib dazu, nur einander recht Gehülfsen zum Glaubensleben, zum Tragen aller Lebenslasten zu sein, nur brauchen in ihre Seelen zu gehen, um immer neue Fülle des Glaubens darin zu schaffen. Ach nein, wir produciren den Glauben nicht selbst; wir geben uns den Glauben nicht selbst nach Wunsch und Bedürfniß. Nein, spricht du, lieber Christ, der Glaube will ja von Gott erbeten sein. Recht! Also Gebet muß sein. Mit einander beten und jedes für sich gesondert beten um Glauben, das muß sein. So wird Gott geben. Er wird den Betenden den Glauben kommen lassen. Er wird in den Betenden den Glauben zunehmen lassen. Er wird ihn kommen und zunehmen lassen aus dem, woraus ein für alle Mal Gott durch den Geist den Glauben kommen und zunehmen läßt, nämlich durch die Schrift, durch das liebe Gotteswort. Der Geist, der den Glauben wirkt, kommt aus der Predigt vom Glauben, aus dem lieben Evangelium (Gal. 3, 2). Und wie Gott ihn giebt, so läßt er ihn zunehmen und stark werden durch die Milch des Evangeliums (1. Petri 2, 2). Also, das Haus muß eine Kirche sein, darin die Eheleute des Gottesdienstes pflegen mit Lesen des Wortes unter andächtigen Gebet. Laßt daher, liebe Eheleute, keinen Tag vergehen, da Gott euch nicht sammelt als seine Glaubensschüler bei seinem lieben Wort mit herzlichen Beten und Bitten um Glauben. Leset und betet zusammen. Leset und betet jedes für sich, wie es noth thut. Wohl euch dann! Dann wird euer Ehebund der lieblichste und gesegnetste sein, der er sein kann — nämlich eine Schule des Glaubens, eine selige Vorkirche des ewigen, unaussprechlich seligen Schauens.

Ein Christ muß Gott im Herzen haben, also daß er für sich Nichts mehr bedarf.

D. M. Luther, XXXIV, 130.

(Eingefandt.)

Ueber Gemeindeschulen und Lehrerseminar.

Unsere Allgemeine Synode hat es für notwendig angesehen, daß im Gemeindeblatt die Bedürfnisse der Gemeindeschulen und unsers Lehrerseminars den lieben Christen unsres Synodalkreises aufzeigt werden, damit jedermann sehen könne, wo man zur Besserung der vorhandenen Zustände eingreifen muß. Eine solche Besprechung wird auch deutlich zeigen, wie viel gebessert werden kann, wenn unsre Gemeinden ihrer Pflicht gegen die Jugend erst recht inne werden.

Gemeindeschule und Lehrerseminar stehen in der innigsten Wechselbeziehung. Hätten wir keine Gemeindeschulen, so wäre niemand auf den Gedanken gekommen, ein Lehrerseminar zu gründen. Wäre kein Lehrerseminar vorhanden, so würden viele Gemeinden gewiß nie auf den Gedanken kommen, eine gute Schule einzurichten. Blüht das Lehrerseminar, und kann man darauf rechnen, daß es tüchtige Erzieher liefert, so erwacht in den Gemeinden je länger, desto mehr das Verlangen, diese Gelegenheit für die Schulen auszunützen. Blühen die Gemeindeschulen, so kann man zuberichtlich erwarten, daß dem Lehrerseminar ein stetiger Strom brauchbarer junger Männer zuströmt.

Wer das Schulwesen in unseren Gemeinden aufmerksam beobachtet, kann sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß fast überall bei unseren Christen die Nothwendigkeit des christlichen Unterrichtes noch nicht recht erkannt wird, und daß deshalb den christlichen Eltern ihre Pflicht gegen ihre Kinder nicht klar vor der Seele steht. Alle Mängel und Gebrechen unsrer Gemeindeschulen beruhen im Grunde darauf, daß die Eltern vielen anderen Erwägungen ein größeres Gewicht beimessen, als der biblischen Forderung, daß Christen von Kind auf die heilige Schrift wissen sollen. Weil die Gemeindeschule Geldopfer kostet, weil man die Staatschule so bequem hat, weil man die Kinder zu Haus- und Feldarbeit braucht, darum zeigt die Gemeindeschule vielfach ein so schwaches Leben, daß sie nur durch die unermüthlichen Anstrengungen treuer Seelsorger überhaupt vorhanden bleibt. Derselbe Vater, der darauf hält, daß seine Kinder in irdischer Weisheit gefördert werden, der sie tüchtig machen will zu bürgerlicher und häuslicher Thätigkeit, der ihnen irdischen Besitz verschaffen will — derselbe Vater hält es für völlig genügend, wenn seine Kinder im christlichen Glauben nur die nothdürftigste Grundlage haben. Gehörst du zu dieser Klasse, mein Freund? Dann denke einmal ernstlich daran, daß du dich wegen der Erziehung deiner Kinder einst wirst vor Gott verantworten müssen; vor Ihm wirst du nicht bestehen, wenn deine Kinder gut rechnen und lesen konnten, dabei aber in der christlichen Erkenntniß durch deine Schuld so weit zurückgeblieben waren, daß der erste Sturm der Anfechtung und Versuchung sie zu Fall gebracht und ins Verderben gestürzt hat.

Ferner sollte unter uns die Erkenntniß immer klarer werden, daß unsre Pflichten gegen Staat und Kirche den Aufbau der Gemeindeschule und ihre sorgsame Förderung nothwendig machen. Der Staat bedarf guter Bürger, wenn der herrschenden Korruption, die wir alle erkennen und tief beklagen, gesteuert werden soll. Woher sollen solche Bürger kommen? Die Staatschule giebt sie uns nie; mit all ihrem ungeheuren Geldaufwande, mit all ihrer Ruhmredigkeit hat sie noch nicht einen einzigen Mann hergebracht, der als Beamter redlich und selbstlos nur das Wohl seiner Mitbürger gesucht hätte. Solche Leute findet man nur unter Christen, und zum Christenthum erzieht die Staatschule nicht. Wollen wir nach Christenpflicht des Landes und der Stadt Bestes suchen, so dürfen wir die Gemeindeschulen nicht vernachlässigen. Und das fordert auch unsere Pflicht gegen die Kirche. Woher sollen die treuen, erkenntnißreichen Gemeindeglieder kommen, wenn wir sie nicht in christlichen Schulen heranziehen? Freilich kann Gott sein Volk auch erhalten und mehren, indem er von auswärts seine Schäflein herzubringt; aber wenn unsere Kinder nicht bei dieser Herde bleiben, weil wir ihre Erziehung im Christenthum vernachlässigt haben, womit wollen wir uns entschuldigen? Ja, woher sollen unsre künftigen Prediger und Lehrer kommen, wenn unsre Kinder nicht von

Jugend auf lernen, daß die Arbeit für das Reich Gottes die höchste und edelste Aufgabe ist, die ein Mensch sich wählen kann? Unsere lutherische Kirche geht bösen Zeiten entgegen, wenn wir nicht mit erneuertem Fleiße und unermüdlicher Ausdauer das unsrige dazu thun, daß sie von innen heraus ein gesegnetes Wachstum hat.

Schärfer wir alle, Pastoren, Lehrer, erkenntnißreiche Christen, unermüdlich das Gewissen unsrer Brüder und Schwestern in Hinsicht auf die oben angeordnete dreifache Pflicht, so wird mit Gottes Hilfe unser Schulwesen einen Aufschwung nehmen, wie wir ihn noch nicht gesehen haben. Dann wird es auch allmählig dahin kommen, daß die übrigen Uebelstände beseitigt werden.

Als unser Lehrerseminar gegründet wurde, hörte man nie und da die Befürchtung ausdrücken, es möchten so viele Lehrer ausgebildet werden, daß man schließlich keine Verwendung für sie hätte. Wir wollen nachher zeigen, daß eine sogenannte Ueberproduktion nicht eingetreten ist; an dieser Stelle möchte ich fragen, ob man wirklich in der Kirche überhaupt je Ueberproduktion an Predigern und Lehrern gehabt hat? Wir geben doch gewiß alle zu, daß Predigt- und Lehramtszöglinge nicht ohne Gottes Rath und Willen ausgebildet werden; wir sagen doch sogar gewiß mit Recht, daß niemals ein Predigt- oder Lehramtskandidat seine Studien ohne Gottes Beistand vollendet hat. Wir werden also solche Personen als Gaben des Herrn erkennen. Wenn er nun große Schaaeren Evangelisten giebt — und dazu rechnen wir auch die Gemeindefullehrer —, kann er da wohl je einen Mangel machen und mehr Arbeiter geben, als in seiner Ernte nöthig sind? Wenn man erwägt, daß in dem Ausdruck Ueberproduktion in diesem Falle eine Anklage gegen Gottes Walten liegt, so wird man ihn nicht gern in den Mund nehmen. Wenn wir je mehr Lehrer hätten, als wir für die Gemeindefullen zu brauchen scheinen, so wollen wir den Fehler da suchen, wo er steckt: bei uns selbst.

Viele unsrer Gemeinden erwarten von ihren Pastoren, daß sie sich auch des Schulunterrichtes annehmen und einen ganz bedeutenden Theil ihrer Arbeitszeit und Arbeitskraft auf dieses besondere Werk verwenden. So lange die Gemeinden und ihre Schulen klein bleiben, geht diese Verbindung des Seelsorger- und des Schulmeisteramtes wohl an. Sobald aber eine Gemeinde über ein gewisses Maß hinaus anwächst, sagen wir: etwa wenn 36—40 schulpflichtige Kinder vorhanden sind, dann bewahrheitet sich wieder das Wort, daß niemand zweien Herren dienen kann. Der Prediger wird durch Amtshandlungen so in Anspruch genommen, daß er der Schule nicht die gebührende Aufmerksamkeit widmen kann, er müßte denn imstande sein, sich zu theilen und Arbeit für zwei Mann zu bezwingen. Dadurch kommt der gewissenhafte Pastor stets in eine sehr mißliche Lage, vor allem deshalb, weil die Schularbeit, welche er noch leistet, ihn so beschäftigt und anstrengt, daß er die Abende selten zum Studium austauschen kann, wie er möchte. In eine solche Gemeinde gehört ein tüchtiger Schulmeister, und so lange wir noch Duzende Gemeinden haben, deren Schulen eine eigene Lehrkraft bedürfen, können wir nicht davon reden, daß wir zu viele tüchtige Schulmeister haben.

Vielfach kommt ferner unter uns der Fehler vor, daß man Personen als Lehrer in die Schulen stellt, welche keine Ahnung davon haben, wie der Unterricht geführt werden sollte. Von einem Hufeisenschmied verlangt man nicht nur, daß er weiß, wie das Eisen ausfießt, sondern auch, daß er die Schmiedekunst richtig erlernt hat; sonst vertraut man ihm nicht einmal einen Nagel zum Beschlagen an. Wie viel weniger sollte man Kinder, die erzogen werden sollen, einer Person anvertrauen, welche vielleicht nicht einmal weiß, daß es eine Unterrichtskunst giebt, geschweige denn, daß sie damit vertraut wäre? So lange unsre Gemeinden in der Noth noch nach derartigen Helfern greifen, müssen wir dafür sorgen, daß immer mehr tüchtige Lehrer ausgebildet werden.

Erweist es sich nach obigen Erwägungen als ein dringendes Bedürfnis, daß unser Lehrerseminar dem Mangel an tüchtigen Schulmeistern abhelfe, so fragt es sich schließlich, wie weit die Anstalt es hierin gebracht hat, und was zu ihrer Förderung nothwendig ist.

Seit dem Jahre 1894 hat die Anstalt 50 junge

Leute mit dem Zeugnisse der Lehrfähigkeit entlassen. Von diesen dienen mindestens vierzig im Kreise unsrer Allgemeinen Synode als Gemeindefullehrer. Dadurch ist aber die Nachfrage nach guten Lehrern keineswegs befriedigt worden. Selbst unsere große Klasse von 1898 reichte nicht hin, bis zum folgenden Examen alle Lehrstellen, welche man mit New Ulmer Zöglingen besetzen wollte, zu versorgen. Von der Klasse, welche im Juni 1899 die Anstalt verließ, haben nur zwei Kandidaten jetzt noch keinen festen Beruf. Hätten sie sich aber nicht auf längere Zeit als Aushilfslehrer anwerben lassen, weil sie nicht sofort Berufe bekamen, so hätte jeder von ihnen seitdem bereits an zwei Stellen eintreten können. Wir stehen also bis jetzt trotz aller Hindernisse in den Gemeinden durchaus nicht in der Lage, daß wir tüchtige Leute überzählig an Hand hätten.

Wie steht es für die Zukunft aus? Es droht in der That keine Hochfluth. Wenn es allen Seminaristen unter jetziger Oberklasse beschieden ist, ihr Examen im Juni zu bestehen, so können wir den Gemeinden neun Mann zur Verfügung stellen. Wir sehen voraus, daß alle diese jungen Leute vor Schluß des Jahres in feste Stellungen eintreten, und daß wir hernach mit Gesuchen um Lehrer bestürmt werden werden, ohne der dringenden Noth abhelfen zu können. Und erst im Jahre 1901! Für die jetzige Unterklasse des Seminars, welche drei Mann zählt, dürfen wir kaum noch auf Zuwachs hoffen. Im Juni 1901 werden wir also im besten Falle drei Lehrer aussenden können. Dann wird erst recht ein empfindlicher Mangel eintreten; wo liegt der Fehler?

Das Lehrerseminar kann offenbar nur solche Leute ausbilden, die ihm zugesandt werden. In den letzten Jahren hat, wie obige Angaben zeigen, der Zuzug so sehr nachgelassen, daß die Schülerzahl viel, viel zu weit herabgesunken ist. Unter unseren Verhältnissen sollten für je zehn Mann, die ihr Examen machen, zwanzig neue Schüler in die unterste Klasse einrücken, da auf dem beschwerlichen Wege zum ersehnten Ziele mancher schwach wird und abspringt. Was soll man dazu thun? Was sollen Pastoren, Lehrer, Gemeindeglieder thun? Ja wie können sie neben gläubiger Fürbitte für die Anstalt besser sorgen, als daß sie Schüler, Schüler, Schüler suchen und schicken? Laßt doch, ihr lieben Christen, dies Werk nicht liegen; erkennt es selbst und macht es euren jungen Männern klar, daß Luther mit vollem Rechte sagt: „und ich, wenn ich vom Predigtamt ablassen könnte oder müßte, so wölte ich kein Amt lieber haben, denn Schulmeister oder Knabenlehrer sein“; und wiederum: „Das sage ich kürzlich: einen fleißigen, frommen Schulmeister oder Magister, oder wer es ist, der Knaben treulich zieht und lehrt, dem kann man nimmermehr genug lohnen und mit keinem Gelde bezahlen.“

Zum Schluß noch eine doppelte Bitte. Laßt die jungen Leute nicht mit dem Gedanken ins Lehrerseminar eintreten, daß sie so rasch als möglich die Klassen durchlaufen wollen; gut Ding will Weile haben, sagt das Sprichwort, und wer bei uns eintritt, soll ein guter Lehrer werden wollen! Ferner: Schickt die jungen Leute bald nach der Konfirmation, und dann, wenn irgend möglich, sofort ins Lehrerseminar selbst, damit sie sich von Anfang an in unsrerem Lehrgang einleben und besonders in der Musik eine ordentliche Grundlage bekommen; die allermeisten Berufe, welche bei uns einlaufen, suchen in dem künftigen Lehrer zugleich einen Leiter für den Gemeindegesang, und dazu bringt es ein Seminarist bei der vielen anderen Arbeit sehr selten in zwei Jahren.

Möge obige Ausführung vielerorts einen lebhaften Widerhall finden und dadurch zur Hebung unsrer Schulwesens beitragen. Gott walt's in Gnaden!

J. Schaller.

(Eingekandt.)

Die Klagefache des Waisen- und Altenheims in Belle Plaine, Minn., betreffend.

Durch eine von Feinden unserer Anstalt herrührende und zuerst durch die St. Paul Pioneer Press veröffentlichte Mittheilung hat sich in weiten Kreisen das Gerücht verbreitet, daß die Allg. Synode durch eine richterliche Entscheidung ihres Waisen- und Altenheims verlustig ginge. Da dieses Gerücht die

Freunde der Anstalt vielfach beunruhigt, so daß weniger Couvert-Collekten und desto mehr Anfragen einlaufen, so sei hiermit Folgendes bekannt gemacht:

Der gegenwärtige Prozeß ist überhaupt nicht gegen die Anstalt gerichtet, sondern gegen das frühere Wohnhaus der Frau Bößling, welches zugleich mit dem Grundstück, auf dem die Anstalt steht, in den Besitz der Synode überging. Dieses Wohnhaus wollen Verwandte, Nessen und Nichten der Frau Bößling jetzt von uns „erben“. — Die neuliche Entscheidung des Richters, welche zu genanntem Gerüchte Anlaß gab, betraf nur eine Frage in der Prozeß der Advokaten, war den Klägern nicht günstiger als uns und ändert nichts an der Lage. Um der Synode das Haus zu nehmen, muß erst das Testament und der Deed, wodurch es der Synode vermacht wurde, für ungültig erklärt werden. Es scheint, als ob die Kläger, bezw. ihre Advokaten, selber glauben, daß sie dies nicht erreichen werden und nun versuchen, durch Verbreitung solcher Gerüchte die Synode zu placken und zu ärgern, in der Hoffnung, daß die Synode ihnen ein „settlement“ anbietet, um Ruhe zu bekommen.

Es sollte sich also keine Gemeinde durch derartige Gerüchte abhalten lassen, ihre Couvert-Collekten einzusenden. Die Anstalt würde sonst genöthigt, Schulen zu machen und würde der Synode bald eine fühlbare Bürde werden. Die Anstalt ist in gutem Zustande und kann leicht erhalten werden, wenn alle Gemeinden etwas dazu beitragen.

Die Beamten des Verwaltungsrathes.
Belle Plaine, Minn., 24. Jan. 1900.

Das Evangelium in Schlesien.

Geschichte aus der Leidenszeit der evangelischen Kirche in Schlesiens.

Nach „Chr. B. K.“ bearb. von R.

7.

Wenn die Stunden sich gefunden,
Bricht die Hilf' mit Macht herein.

Um's Jahr 1700 ging es den Schlesiern schler, wie weiland den Kindern Israel in Ägypten: „sie seufzten unter ihrer harten Mühe und Armuth und schrieten“. Mit geringen Ausnahmen war die Predigt des Evangeliums im Lande verstummt. Nach genauerer Zählung waren im Ganzen nicht weniger als 1742 Kirchen der Lutherischen entrisen (61 vor dem 30jährigen Kriege, 334 während und gar 1347 nach demselben). Dazu nahmen die Drangsale und Quälereien, welche die standhaft Gebliebenen zu erdulden hatten, kein Ende. Richter und Beamte, die Priefterschaft wie die Hofkanzlei schienen kein anderes Ziel zu kennen, als durch immer neue Dekrete und Verfolgungen den lutherischen Glauben mit Stumpf und Stiel auszurotten. Nirgends eine Hoffnung, nirgend Aussicht auf Hilfe. Und dennoch sollten die Schlesier dasselbe erleben, wie vor Zeiten die Kinder Israel: „Ihr Schreien kam vor Gott, und er hörte ihr Wehklagen und sah darein, und nahm sich ihrer an.“ Die Hilfe kam zu einer Stunde, da sie es nicht meinten, und von einer Seite, nach der sie kaum ausgeschaut.

Der junge, heldenkühne König Karl XII. von Schweden hatte in raschem Siegeszuge die drei mächtigen Feinde, welche sein Land von allen Seiten bedrohten, niedergeworfen: zuerst den Dänen im Westen auf ihren Inseln den Frieden diktiert, dann im Osten die Russen unter Peter dem Großen bei Narwa aufs Haupt geschlagen, endlich die Polen gedenklich und ihre Hauptstadt Warschau erobert. Jetzt (1706) verfolgte er den flüchtigen polnischen König August II., Kurfürsten von Sachsen, in sein Stamm-land, um ihn dort zum Frieden und zum Verzicht auf die polnische Krone zu zwingen. Sein Plan gelang ihm nach Wunsch. Doch Gott der Herr, der sich die Werkzeuge für seine Pläne auswählt, wie und wo er will, ließ ihm noch mehr gelingen, daran er kaum gedacht hatte.

Als er auf seinem Marsch durch Schlesien bei Steinau die Oder überschritt, drängte sich ein greifer Schuster aus dem zusammengeströmten Volke, fiel dem Pferde des Königs in die Fägel und erklärte, er lasse ihn nicht weiter ziehen, bis er gelobt, „an uns arme, elende Leute und den unterdrückten lutherischen Glauben in diesem Lande zu gedenken.“ Unter dem Jubelgeschrei des Volkes reichte der ritterliche Fürst

dem Schumacher die Hand zum Zeichen des Gelöbnisses, und ehrlich hat er sein Versprechen gehalten.

Die schwedischen Gesandten in Wien hatten schon oft Klage geführt wegen Verletzung der Bestimmungen des weisfällischen Friedens, waren aber stets unter allerlei Vorwänden abgewiesen. Jetzt überzeugte sich der König bei seinem Durchzug mit eigenen Augen, wie wohl begründet die Beschwerden der Schlesier waren, und als ernster, evangelischer Christ beschloß er, kräftig einzugreifen. Die Umstände waren ungemein günstig, denn der Kaiser Joseph I., nur ein Jahr zuvor zur Regierung gelangt, war so tief in den spanischen Erbfolgekrieg gegen Frankreich verwickelt, daß er es nicht wagen durfte, den schwedischen Kriegshelden sich zum Feinde zu machen, dessen feigreiches Heer noch in Niederschlesien lagerte. Er sandte einen Bevollmächtigten nach dem Gute Alt-Ranstädt bei Leipzig mit dem Auftrage, in den Religionsangelegenheiten ein gütliches Abkommen zu treffen.

Gleichzeitig hatten die schlesischen Stände ihre Beschwerden, eine lange Reihe, zusammengestellt: Wegnahme der Kirchen, Zwang zur Beibehaltung des katholischen Gottesdienstes, zur katholischen Taufe und Trauung, römische Erziehung der Mündel, Ausschluß von allen Aemtern, Parteilichkeit in der Rechtspflege, Untersagung aller Bitt- und Beschwerdeschriften in Religionsfachen u. s. w. Da zugleich auch die mit Oesterreich verbündeten protestantischen Mächte Holland und England entschieden auf Abhilfe dieses Nothstandes drangen, sah sich der Kaiser im Jahre 1707 genöthigt, die Konvention oder Uebereinkunft von Alt-Ranstädt zu unterzeichnen, in welcher den Schlesiern im Wesentlichen die im weisfällischen Frieden gewährleisteten, inzwischen aber entzogenen Rechte zurückgegeben wurden und alle widerstreitenden Verordnungen oder Maßregeln aufgehoben. Dadurch gewannen nicht allein die Fürstenthümer Liegnitz, Brieg, Wohlau, Münsterberg, Oels und Breslau ihre Kirchen, Schulen und Pfarrhäuser zu freiem Gebrauche zurück, sondern es sollten auch an den drei Gnadenkirchen so viele Prediger wie nöthig angestellt und Schulen errichtet werden dürfen; endlich wurde noch für die anderen schlesischen Gebiete den Evangelischen freie Hausandacht nach ihrem Glauben und strenge Gerechtigkeitspflege unter Fortfall alles Zwanges und aller Quälerei von obenher verheißen. Ein schwedischer Minister sollte die kaiserliche Kommission begleiten und die Ausführung der Bestimmungen überwachen.

Wahrlich, es war viel, was den Schlesiern hiermit verheißen, mehr, als sie wohl je von dem Hause Habsburg an Zuversichtungen zu erhoffen gewagt hatten, und das Beste davon war, daß diesmal die Versprechungen nicht nur auf dem Papier blieben, sondern, dank der Anwesenheit des schwedischen Ministers und der drohenden Nähe seines Herrn und Gebieters, wenigstens zum größeren Theile auch zur Ausführung kamen.

Es ist darum nicht zu verwundern, daß man Karl XII. und seine Truppen auf dem Rückmarsche mit so lautem Jubel und solchem Sturm der Begeisterung empfing, wie wohl keinen Fürsten vor oder nach ihm. Ueberall umdrängte ihn das Volk, auf Gassen und Wegen warfen sich die Leute vor seinem Pferde zu Boden und dankten Gott mit erhobenen Händen. Sonst überaus mißtrauisch gegen alles fremde Kriegsvolk, wußte man den Schweden nicht Liebes genug anzuthun, bewirthete sie aufs freigebigste und pflegte die Kranken oder die aus Polen herübergehenden Verwundeten mit hingebender Sorgfalt. Es waren freilich auch müthige Soldaten, welche, von ihrem frommen, sittenstrengen Könige in strammer Manneszucht gehalten, wo sie auch sein mochten, in der Stadt oder auf freiem Felde, ihre Morgen- und Abendandacht hielten, aus den männlichen Kehlen fromme Lieder zum Himmel emporsteigen ließen und ihre Kniee zum Gebet beugten.

Ihr Beispiel veranlaßte die Kinder, welche ihre Eltern so oft um Befreiung vom Glaubensdruck hatten seufzen hören, sich auch ihrerseits auf dem Felde oder den Gassen zu sammeln zu gemeinsamem Singen und Beten. Durch das ganze Nieder- und Mittel-schlesien verbreitete sich in kurzem solcher kindliche Gebetsseifer. Ohne Antriebe ihrer Eltern, ja selbst gegen ihren Willen vereinigten sich allerorten die Kinder unter einem Vorbeter aus ihrer Mitte zu gemeinsamem Flehn, daß Gott ihnen wieder Kirchen

und Schulen, Lehrer und Prediger schenken möchte. In solcher Ordnung, Einmüthigkeit und Andacht geschah es, daß Christi Wort von dem Munde der jungen Kinder und Unmündigen, aus dem Gott sich ein Lob zurichtet, aufs Neue erfüllt wurde. Als in den größeren Städten, besonders in Breslau, der schöne Eifer auszuarten drohte und sich allerlei Unordnungen einschlichen, war es der ebenso weise wie fromme Pastor und Inspektor Kaspar Neumann, welcher der Obrigkeit den richtigen Weg zeigte. Er ließ zu bestimmten Stunden des Tags zwei oder drei Mal den Kindern die Kirche öffnen, damit sie allort unter Leitung eines Predigers oder Lehrers, doch sonst ganz für sich, ihre Andacht verrichten könnten, ohne auf den Straßen gestört zu werden oder zu stören. Gegen Oftern nahm der Zudrang ab, wie die Kinder selbst berichtet hatten, sie würden nur beten, bis man sänge: „Christi ist erstanden!“

Jedenfalls bleibt das Kinderbeten eine ebenso als merkwürdige Erscheinung, deren Gedächtniß nach der Sitte jener Zeit mehrfach in Denkmünzen festgehalten wurde. Gegen leichtfertige Spötter aber sollte sie schon durch die Verse des beabsichtigten, jedoch späterhin leider verkommenen Dichters Christian Günther gesichert sein, der in Erinnerung an jene selige Zeit, die er als zwölfjähriger Knabe miterlebt hatte, sang:

Der Schweden Beispiel weckt einmal, In uns viel Andachtsflammen, Wir nützen in gehäufter Zahl, Auch öffentlich zusammen, Der Eifer war mehr Ernst als Schein, Und unter täglich Himmelschein Hat etwan auch viel Plagen Des Vaterlands verschlagen.

Wie ernstlich war ich dort ein Christ, Wie brant' oft mein Verlangen, Dich, der du unser Heiland bist, Persönlich zu empfangen! Wie dacht' ich freudig an den Tod! Ach Gott geben! einmal der Tod, Vor die ich, als ein Knabe, Vorausgebetet habe! —

N.

Eine merkwürdige Gebetserhörng.

Von einer solchen weiß nach der „Pioneer Press“ von St. Paul eine daselbst wohnende Dame zu erzählen aus der Zeit, wo sie in der Nähe von Waukegan, Wis., wohnte. Hier lebte damals eine arme Wittwe, die mehrere kleine Kinder zu versorgen hatte. Sie besaß zwar ein kleines Eigenthum, aber dasselbe war mit einer großen Schuld belastet, und alle Versuche der armen Wittwe, dieselbe abzutragen, um sich ihre bescheidene Heimath zu sichern, waren vergebens. Der Tag, an dem die Schuld fällig war, kam immer näher, ohne daß sie Geld hatte oder wußte, woher sie es nehmen sollte. In ihrer Noth fiel sie auf ihre Kniee und beschlöß am Abend in brünstigem Gebet ihre Sache dem, der der Wittwen Versorger und der Waisen Vater ist. In derselben Nacht wurde plötzlich der Himmel von einem starken Lichtschein erhellt, der ebenso plötzlich wieder verschwand. Als die Frau am Morgen aus dem Hause trat, sah sie, daß ein großer Meteorstein auf ihrem kleinen Besitzthum niedergefallen war. Bei näherer Untersuchung desselben stellte sich heraus, daß der Meteorstein so viel von jener kostbaren Mineralformation, die unter dem Namen Zinnober bekannt ist, enthielt, daß sie aus dem Verkauf desselben genug erhielt, um die Schuld abzuzahlen und ihre Heimath zu retten.

Rtd.

Kürzere Nachrichten.

— Der von der ehrw. Missouri-Synode als Missionar nach Brasilien berufene P. C. Z. Broders, bisher zu Scranton, Miss., wird solcher Berufung Folge leisten und Anfangs Februar in sein Arbeitsfeld abreißen.

N.

— In Ungarn erschien im vergangenen Jahre eine vollständige slovakische Uebersetzung der symbolischen Bücher der lutherischen Kirche. Die Uebersetzung ist das Werk des emeritirten Seniors und Pfarrers von Brezova, Johann Veska. Es ist die erste Uebersetzung in slovakischer Sprache. Wenn man die Wichtigkeit unserer symbolischen Bücher für das kirchliche Leben bedenkt, so wird man sich über diese Uebersetzung, welche sich durch ihre leicht verständliche Sprache auszeichnet, freuen. Gott der Herr segne den Gebrauch dieses Buches unter den Slovakern.

N.

— Die Ros-von-Rom-Bewegung hat, wie berichtet wird, auch die slavische Bevölkerung der österreichischen Monarchie, und zwar ebenfalls aus nationalen Gründen, ergriffen. Seit kurzem erscheint in Prag eine kirchliche Zeitschrift: „Der nationale Katholik“ in tschechischer Sprache, mit dem Bildniß des Vorläufers der Reformation Johannes Hus, um die Errichtung einer von Rom unabhängigen tschechisch-nationalen Kirche abzubahnen. Nach Verichten aus Südungarn kommen unter den katholischen Serben Uebertritte zur griechischen Kirche vor. In Triest hat sich unter den Italienern eine protestantische Methodisten-gemeinde gebildet. Allwärts werden gegen diese Bewegungen Maßregelungen und Verbote angewendet. — In Teplitz in Böhmen wurden am 26. November 160 Personen in die evang.-lutherische Kirche aufgenommen. Auch aus anderen Gemeinden liegen Mittheilungen über neuerliche Uebertritte vor. Von einem Erlöschen der Bewegung ist soweit nichts zu bemerken.

N.

— In Rom, dem Sitz des Antichrists, wollte man eine sogen. Lutherkirche bauen. Die dortigen Protestanten aber haben selbst davon abgerathen, der Kirche diesen Namen zu geben. Der Protestantismus beginnt übrigens in Italien sich jetzt härter zu regen. Außer den Waldensern, deren Zahl sich im Jahre 1898 auf 33 000 belief, denen aber die nöthigen Schulen fehlen, um eine wirksamere Propaganda zu machen, zählt die freie Evangelische italienische Kirche etwa 10,000 Mitglieder, die in 22 Kirchen auf der Halbinsel zerstreut sind, außerdem leben etwa 55,000 fremde Evangelische in Italien. Neben der protestantischen Bewegung geht eine alkatholische einher, der sich einige Tausende angeschlossen haben, die in fünf Kirchengemeinden vertheilt sind. Hervorgerufen wurde sie durch den Kanonikus von St. Peter in Rom, Monsignor di Campolo, der seiner Zeit in der bischöflichen Methodistenkirche öffentlich dem Katholizismus entsagte, ohne jedoch zum Protestantismus überzutreten.

N.

— Der Missionar Lubyh in Maulmein in Sibirien hatte als Sprachlehrer einen Birmanen Namens Ko Bote. Der Missionar hätte wohl auch einen christlichen Sprachlehrer finden können, aber er gab dem Genannten den Vorzug, theils weil derselbe ein vortrefflicher Kenner seiner Landessprache war, theils weil er auch hoffte, daß der Verkehr mit dem Sprachlehrer eine günstige Gelegenheit sein werde, diesen mit dem Christentum bekannt zu machen. So lasen sie nun zusammen die Bibel in der birmanischen Sprache, und sobald der Missionar sich auf birmanisch verständlich machen konnte redete er mit seinem Sprachmeister auch von der Thorheit und Sündhaftigkeit des Götzendienstes und von dem einzigen Wege des Heils und der Seligkeit, nämlich dem Glauben an den Herrn Jesum Christum. Zuweilen sollte Ko Bote ihm Beifall, denn er war ein Mann von gutem Verstand; dann aber machte er auch wieder Einwendungen, denn es war nichts Leichtes für ihn, seiner Väter Glaube aufzugeben. Eines Tages ging der Missionar mit ihm in einen Götzentempel. Hier stand eine ganze Reihe von Götzbildern, die Ko Bote bisher angebetet hatte. „Jetzt will ich doch auch einmal diesen Göttern predigen,“ sagte der Missionar und fing sogleich an, zu ihnen zu reden, als ob sie Menschen wären. „Wozu das, Lehrer?“ unterbrach ihn Ko Bote, „sie verstehen dich ja doch nicht.“ Der Missionar erwiderte ruhig: „Verstehen sie dich, wenn du zu ihnen betest, so verstehen sie auch mich, wenn ich ihnen predige.“ Eine Weile schaute Ko Bote ganz verschämt drein. „Lehrer,“ sagte er endlich, „sie sind nichts als Erde und Wasser; sie können weder sehen, noch hören, noch fühlen, noch essen oder verstehen. Ich will nicht mehr zu ihnen beten.“ Späterhin erzählte er den Vorfall der Frau des Missionars und fügte hinzu: „Niemals in meinem Leben bin ich so beschämt worden. Die, welche Götzen anbeten, müssen den Verstand verloren haben.“ — Einige Wochen darnach betete Ko Bote zu dem allein wahren ewigen Gott und verkündigte seinen Landsleuten die Wahrheit in Christo Jesu.

Rtd. nach Den 2. Miss.

Gott sorget, wir aber sollen arbeiten.

D. M. Luther, LVIII, 251.

